

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 8

Artikel: Mein Name ist von...
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073952>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



von ***

Als ich an jenem kalten Dezembermorgen meinen Eltern in die Wiege gelegt wurde, konnte ich noch nicht ahnen, daß mich das kleine Wörtchen «von», das wir vor unserem Namen zu führen berechtigt sind, im späteren Leben in Verwirrung stürzen würde. Ich habe es ohne Widerstreben auf mich genommen.

Unser Geschlecht, ursprünglich im Kanton Bern heimatberechtigt, ist heute in verschiedenen Gegenden der Schweiz ansässig. Wie festgestellt wurde, waren unsere Ahnen auch im Ausland tätig. Es hat ihnen jedoch nie zu Ruhm und Ehren gereicht, und es sind keine glanzvollen Heldentaten dieser Vorfahren in die Geschichte eingegangen. Nur auf der Ehrentafel für die Gefallenen von Grauholz und Neuenegg im Münster zu Bern ist auch

unser Geschlecht vertreten. Es hat somit an den Kämpfen beim Einfall der Franzosen in die alte Republik Bern teilgenommen.

Meines Wissens existiert kein sogenannter Adelsbrief, der unser «von» begründen oder erklären würde. Wir haben uns auch nie besonders nach der Herkunft unseres Namens erkundigt. Es gibt ja im Bernbiet zahlreiche Namen, in denen das «von» kein Adelsprädikat ist, sondern auf die örtliche Herkunft weist.

Die Verwirrungen, von welchen ich hier erzählen will, entstanden nicht aus einer überheblichen Haltung meinerseits. Auch mein schon vor dem Ersten Weltkrieg verstorbener Vater hat nie großen Wert auf sein «von» gelegt. Es figurierte weder auf unserem Türschild, noch wurde mein Vater, wie ich fest-

stellte, mit «Herr von» angesprochen. Er war ein Demokrat reinsten Wassers und hat uns, wie es auch unsere Mutter später tat, streng demokratitsch erzogen. Offenbar hatte mein Vater ähnliche Erfahrungen gesammelt wie ich später. Und er muß, genau wie ich, seine Konsequenzen daraus gezogen haben. Der Unterschied zwischen ihm und mir lag, wie ich heute sagen kann, darin, daß er nie in die Lage kam, als Amtsperson öffentliche Akten zu unterzeichnen.

Ich durchlief die Schulen und die Lehrzeit ohne «von». In der Stadt, in der ich aufgewachsen war und heute wieder im Ruhestand lebe, wußte zu jener Zeit niemand außer den amtlichen Stellen, daß ich ein «von» zu führen berechtigt bin.

Als Nobile in Rom

Die Situation änderte sich, als ich nach Beendigung meiner Lehrzeit im Jahre 1925 zur Verbesserung meiner italienischen Sprachkenntnisse nach Rom kam. Zu jener Zeit wurden auch die Namen der jeweiligen Paßinhaber in der Diplomatensprache eingefragt. Aus meinem «von» hatte man ein «de» gemacht, und ich ließ mich als «de» in einer kleinen Pension in einem der alten Stadtviertel von Rom nieder.

Es war damals die Zeit des aufstrebenden Fascismus. Während meines Aufenthaltes im Herbst 1925 in der Ewigen Stadt, hatte ich oft Gelegenheit, das brutale Vorgehen der Jungfascisten zu beobachten. Männer, welche die ihnen vor die Augen geführten Standarten der Fascisten nicht mit erhobener Hand grüßten und sich auf wiederholte Aufforderung, es zu tun, standhaft weigerten, wurden mit Stöcken brutal zusammengeschlagen. Es kam auch vor, daß diese Fascistenrowdies mit ihren Standarten in die Geschäfte von bekannten Antifascisten eindrangen und diese zwangen, die Standarte zu grüßen. Bei Weigerung wurde der Laden demoliert und der Inhaber verprügelt!

Unnötig zu sagen, daß sich in mir eine regelrechte Haßpsychose gegenüber diesen Gesellen entwickelte. Ich war jung, noch keine 20 Jahre alt, und von draufgängerischem Charakter. Diese verhängnisvolle Eigenschaft brachte mich in der Folge in eine Situation, aus der mich mein «de» rettete.

Wie jeden Morgen hatte ich auf der Hauptpost zu tun. Es war nach der großen Rede, die

der nachträglich von den Fascisten ermordete Abgeordnete Matiotti im Parlament gehalten hatte. Noch gab es eine Opposition in Italien, und die Oppositionszeitungen waren noch nicht verboten. Als ich mir an einem der Zeitungskioske auf dem Platze vor der Post eine Schweizer Zeitung kaufen wollte, drängte sich plötzlich eine Gruppe junger Männer – offensichtlich Jungfascisten in Zivil – heran. Sie ergriffen einen großen Stoß einer Oppositionszeitung und verbrannten diesen, indem sie eine Kanne Benzin darüber gossen, auf dem Platz.

Die Kioskinhaberin begann zu weinen und schrie um Hilfe. Doch keiner der zahlreichen Zuschauer getraute sich, der weinenden Frau zu Hilfe zu kommen. Und nun tat ich etwas, das man in fremden Landen nie tun sollte. Schon gar nicht, wenn es sich um politische Fragen handelt! Allein, ich ließ alle Vorsicht außer acht, und in meiner Empörung stieß ich einen der Rowdies, der sich über das flackern-de Feuer beugte, mit meinem Schuh derart in den Hintern, daß er direkt in die angebrannten Zeitungen flog.

Ich hatte Glück... Denn im Moment, da einer der getarnten Fascisten Anstalten machte, sich auf mich zu stürzen, erschienen die Carabinieri. Sie mußten den Vorfall schon vorher bemerkt haben. Statt der Rowdies allerdings wurde ich abgeführt.

Ich wurde wegen öffentlicher Tätlichkeit gegenüber Bürgern hinter Schloß und Riegel auf einem Wachposten versorgt. Mein Paß sowie sämtliche Gegenstände, die ich auf mir trug, wurden mir abgenommen. Erst nach einigen Stunden wurde ich einem inzwischen eingetroffenen höheren Carabinieri-Offizier vorgeführt. Er betrachtete meinen Paß und erklärte mir, daß er mich für einige Zeit in Verwahrung halten müsse, bis man über das weitere Vorgehen Beschuß gefaßt habe.

In meiner jugendlichen Naivität drohte ich ihm, die Angelegenheit unserem Gesandten in Rom zu melden und forderte energisch, daß man mir Gelegenheit biete, mit ihm in Verbindung zu treten.

Sichtlich beeindruckt von meinem bestimmten Auftreten, blätterte er nochmals in meinem Paß und besprach sich leise mit dem Postenchef. Ich hörte, daß er etwas von «Nobile» und von «unliebsamen Verwicklungen» sagte. Die Carabinieri waren damals noch die Soldaten des Königs, und ein Nobile wurde in der Regel mit Glacéhandschuhen behandelt. Er riet mir, Rom so rasch wie möglich zu verlas-

Jeder Posteingang zeigt es: die Beziehungen der Leser und Leserinnen zum «Schweizer Spiegel» sind ganz besonderer Art. Fast jeder wird im Laufe der Jahre auch einmal Mitarbeiter. Sei es, dass er zu einem Aufsatz im «Schweizer Spiegel» Stellung nimmt, sei es, dass er für unsere Rubriken «Schweizerische Anekdoten» oder «Da musste ich lachen» oder zu unserer Seite «Kinderweisheiten» etwas beizusteuern hat. Vielleicht lockt ihn auch die Teilnahme an einer unserer Rundfragen.

Einladung zur Mitarbeit

Die Redaktion des
«Schweizer Spiegels»
Hirschengraben 20
Zürich 1

Aber wir möchten nicht versäumen, wieder einmal darauf hinzuweisen, dass noch eine andere Möglichkeit besteht, am «Schweizer Spiegel» mitzuwirken. Vielleicht findet sich in Ihrem Bekanntenkreis ein Mann oder eine Frau, welche in irgendeinem Lebensgebiet ungewöhnliche Erfahrungen gesammelt hat, die auch für einen weiteren Kreis anregend und wertvoll sind. Machen Sie uns auf solche Leute aufmerksam, wenn Sie vermuten, dass diese in der Lage wären, aus ihren besonderen Lebensumständen und ihrem Erzählertalent heraus einen Beitrag für den «Schweizer Spiegel» zu leisten. Wenn Sie sich gar selbst dazu gedrängt fühlen, um so besser.

sen und wies den Postenchef an, mich frei zu lassen!

Stolz auf unsere kleine Schweiz und auf mein «de», eilte ich in meine Pension, regelte meine Angelegenheiten noch am selben Tag und verließ die ungastlich gewordene Stadt.

Ich bleib dabei

Allein ich hatte aus dieser Erfahrung wenig gelernt. Im Januar des Jahres 1926 fuhr ich von Cannes kommend mit dem Nachtschnellzug nach Genua. Mittlerweile hatte in Rom ein Attentatsversuch auf Mussolini stattgefunden. Ein General der italienischen Milizarmee hatte in einem Haus einer kleinen Seitenstraße mit Sicht auf den Balkon des Palazzo Chigi, von welchem Mussolini in der Regel seine Ansprachen zu halten pflegte, ein Maschinengewehr in Stellung zu bringen versucht, um Mussolini zu ermorden.

Die Folge war, daß sämtliche Grenzstellen strenger überwacht und die verdächtigen Personen auf Waffenbesitz kontrolliert wurden. Besonders streng wurden die aus Frankreich kommenden Reisenden untersucht. Es hatte sich zu jener Zeit in Paris ein antifascistisches Komitee gebildet, und man konnte ja nie wissen...

In Ventimiglia mußten wir die Wagen verlassen und wurden einzeln durch die Sperre geschleust. Es war um Mitternacht, die Reisenden wie auch das Kontrollpersonal – Fascistenmiliz – waren in einer gewissen Aufregung. Vor mir wurde ein Mann, offenbar ein italienischer Arbeiter, der in die Heimat zurückkehrte, genau durchsucht. Er wehrte sich gegen die zugriffige Abtastung seines Körpers und wurde deshalb energisch abgekanzelt. Das war ein schlechter Start für mich.

Mein Blut war schon ziemlich in Wallung geraten, als ich an die Reihe kam. Offenbar hatten die beiden Milizen meine Empörung bemerkt und schickten sich nun an, mich besonders genau zu durchleuchten. Natürlich protestierte ich gegen die ungehörigen Zugriffe und wies darauf hin, daß ich Schweizer sei. Da lachten sie und erklärten mir, daß wir uns nun nicht in der Schweiz befänden. Der eine erging sich in abschätzigen Bemerkungen über die Schweiz, und damit war es um meine Beherrschung geschehen!

Ich habe zwar nicht gerade meine Schuhe in Aktion gesetzt wie in Rom. Allein ich konn-

te die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne ihnen meine Meinung über den Fascismus zu sagen. Ein Wort gab das andere, und schließlich landete ich in einem Raum, der nebst einer matt brennenden Lampe nichts als ein Häufchen Sägemehl in einer Ecke aufwies. Natürlich wurde mir zu spät bewußt, daß mir mein Temperament wieder einmal durchgebrannt war. Man ließ mich mürbe werden. Mein Zug fuhr ohne mich nach Genua.

Am folgenden Morgen wurde ich dem Kommissar der Grenzstelle vorgeführt. Er war ein ruhiger, vornehm wirkender Herr, der meinen Paß aufmerksam betrachtete. Meine Schilderung des unliebsamen Vorfalles hörte er sich an, ohne mich zu unterbrechen. Dann wollte er wissen, warum ich nach Genua zu fahren gedenke. Ich erklärte ihm, ich hätte von Genua aus, wo ich mich gegenwärtig aufhielt, einen Bekannten besucht und sei nun im Begriff gewesen, wieder zurückzukehren. Er betrachtete mich und erklärte mir, er lasse einen Dolmetscher kommen, da ich die italienische Sprache zu ungenügend beherrsche, um mich genau ausdrücken zu können.

Er drückte auf einen Knopf auf dem Schaltbrett seines mächtigen Schreibtisches, gab dem herbeieilenden Milizsoldat seine Weisung, und bald darauf erschien ein Mann in Zivil. Er war, wie ich aus dem Gespräch sofort merkte, ein Bürger aus dem Südtirol, das ja zu Italien geschlagen wurde nach dem Ersten Weltkrieg. Ihm konnte ich nun meine mißliche Situation genau erklären, und er besprach sich mit dem Kommissar. Zu Ehren des Südtirolers konnte ich feststellen, daß er sich angelegenlich für mich einsetzte.

Endlich hatte sich der Kommissar entschlossen zu handeln. Er sagte dem Dolmetscher, daß es sich bei mir offensichtlich um einen jungen Nobile handle, der nicht wisse, was er infolge seiner mangelhaften Sprachkenntnisse sage, und daß es das beste sei, mich laufen zu lassen, um unangenehme Verwicklungen zu vermeiden. Der Dolmetscher gab mir meinen Paß und, im Namen des Kommissars, tatsächlich auch meine Freiheit zurück.

Adel hilft dem Nächsten

Zum zweiten Mal hatte mich mein «de» gerettet. Doch diesmal blieb die Belehrung nicht ohne nachhaltigen Eindruck. Ich fuhr nach Genua zurück, und bald darauf sollte mir mein

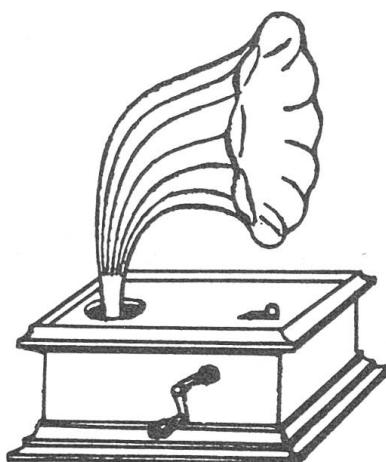
«de», diesmal in der italienischen Abwandlung «di», zugute kommen.

Ich hatte mich in Genua in einem kleinen Hotel einquartiert. Die verschiedenen Wanderfahrten hatten meine Mittel schon ziemlich angegriffen, und meine Mutter war der Meinung, ich sollte mein Herumziehen in der Welt endlich aufgeben und nach Hause kommen. Daher war mit finanziellem Nachschub nicht zu rechnen, und ich mußte mit dem Geld sparsam umgehen.

An einem Abend setzte sich der Hotelbesitzer zu mir an den Tisch und bat mich, mit ihm in sein Büro zu kommen, da er etwas Wichtiges

mit mir zu besprechen habe. Dort erzählte er mir, daß sich seit einigen Wochen ein junger Schweizer in seinem Hotel befinde, der ernstlich erkrankt sei. Da dieser Schweizer ohne Mittel sei, habe er sich geweigert, einen Arzt kommen zu lassen. Die Einlieferung in ein Spital hänge von einer Garantiesumme im Betrage von 300 Lire ab. Damals war die Lire 20 Rappen wert, wenn ich mich nicht irre.

Der Hotelier wies darauf hin, daß der Schweizer ihm nun schon zwei Wochen nichts mehr bezahlt habe und daß er diese Garantie unmöglich auf sich nehmen könne. Seinen Vorschlag, den Schweizer Generalkonsul in Genua



aus Erlebnissen um Erfindungen

DAS GERECHTFERTIGTE BLINDE VERTRAUEN

Es war nach dem Ersten Weltkrieg. Synthetische Fasern, wie solche heute unter den Markenbezeichnungen Nylon, Grilon, Perlon usw. im Handel sind, waren noch nicht bekannt. Ein tüchtiger Chemiker befaßte sich mit dem Problem der Herstellung einer synthetischen Textilfaser. Ein mit ihm befreundeter, gutschichterter Kaufmann stand ihm finanziell bei.

Damals bot das aufgegriffene Problem sowohl in chemischer wie auch in mechanischer Hinsicht noch sehr große Schwierigkeiten. Und die finanziellen Mittel nicht nur des Chemikers, sondern auch seines Freundes waren erschöpft, bevor die Lösung gefunden war. Wohl waren beide fest davon überzeugt, eine praktisch brauchbare Lösung zu finden. Aber sie sahen voraus, daß dazu noch erhebliche Aufwendungen an Zeit und Geld notwendig waren.

Die letzten hundert Franken, die dem Kaufmann noch zur Verfügung standen, benutzte dieser, um in einem längeren Telegramm einem

amerikanischen Freund die Situation zu schildern. Er erklärte, er sei vom Erfolg überzeugt, sofern die weiteren Entwicklungsarbeiten ausgeführt werden könnten. Dazu wäre aber schätzungsweise noch ein Betrag von 100 000 Franken nötig. Und er fragte den amerikanischen Freund an, ob dieser ihm den Betrag zur Verfügung stellen könne.

Zwei Tage später ging folgende telegraphische Antwort ein:

„telegramm verstümmelt angekommen
stop habe überweisung
hunderttausend franken veranlasst
brief folgt“

Mit diesem Geld konnten nun die Entwicklungsarbeiten zu Ende geführt werden. Heute beschäftigen die auf dieser Erfindung aufgebauten Industrien in USA, England und Kanada über 50 000 Personen, und der Erfinder sowie sein Geldgeber haben Millionen verdient.

Ernst Hablützel

in Kenntnis zu setzen, habe der Gast ebenfalls ängstlich abgelehnt; vermutlich sei mein Landsmann eben in der Heimat irgendwie mit dem Gesetz in Konflikt geraten.

Ich anerbot mich, den Landsmann aufzusuchen und fand ihn im billigsten Zimmer des Hotels in seinen Fiebern liegen. Sein Hals war verschwollen, und das Sprechen machte ihm offensichtlich große Mühe. Mühsam erzählte er mir die Geschichte seiner Irrfahrt nach Genua. Es war die Geschichte vieler Schweizer, die zu jener Zeit – jedoch nicht immer unter derselben Voraussetzung – ihr Glück im Ausland versuchten.

Mein Landsmann war in geordneten Verhältnissen aufgewachsen und hatte eine Lehre als Graphiker absolviert. Schon in der Lehre machte er die Bekanntschaft mit einer schönen jungen Frau. Und es kam, wie es häufig kommt, wenn ein junger Mensch ohne größere Mittel sich in derlei Abenteuer einläßt: Er tat einen Griff in die Kasse seines Meisters und floh nach Genua, als die Sache ruchbar geworden war. Hier versuchte er, Arbeit zu erhalten, was damals äußerst schwierig war. Die Mittel gingen aus. Eine Halsentzündung warf ihn auf das Krankenbett. Und nun lag er schwach und hilflos vor mir.

Es war mir klar, daß ein Arzt zugezogen werden mußte. Ich versprach ihm, die erforderliche Garantiesumme zu übernehmen, damit er in ein Spital aufgenommen werden könne. Doch bei näherer Überlegung wurde es mir auch klar, daß damit die Frage der weiteren Kosten nicht geregelt war und ich doch am besten mit dem Generalkonsulat Rücksprache nehmen sollte.

Eine Beamtin des Konsulats – eine Deutschschweizerin – wies mich an den Arzt des protestantischen Spitals in Genua. Sie gab mir die Adresse von Dr. Wild, der oben in der Nähe des Castelletos zu Hause war. Mittlerweile war es Abend geworden. Als ich mich an der Tür von Dr. Wild meldete, erschien eine Italienerin und erklärte mir, daß der Medico nicht mehr zu sprechen sei! Ich versuchte, ihr zu erklären, daß es sich um einen armen Schweizer handle, der Hilfe dringend nötig habe. Sie wies mich ab mit den Worten: «Alle Tage kommen viele Schweizer, die dringend Hilfe nötig haben, und unser armer Medico gibt und gibt, bis er selber nichts mehr hat!»

Nun war guter Rat teuer. Glücklicherweise kam mir die Idee, es auf einem anderen, bis dahin erfolgreichen Weg zu versuchen. Ich

schrieb meinen Namen auf eine Karte, die ich zufällig auf mir trug, und markierte mein «di» besonders deutlich vor den Namen hin. Dann bat ich das Mädchen, die Karte dem Doktor zu bringen. Sie betrachtete meinen Namen, und, als sie das «di» gewahrte, veränderte sich ihre abweisende Haltung plötzlich in Freundlichkeit.

Dr. Wild lachte herzlich, als er von meinem Trick erfuhr. Er erklärte mir, daß es tatsächlich so sei, wie seine Maria es mir geschildert hatte. Und zu seiner nachträglichen Ehre – er ist schon viele Jahre tot – darf ich sagen, daß dieser herzensgute Arzt unzähligen Schweizern in der Not geholfen hat. Dr. Wild versprach mir, sofort zu kommen.

Es sei höchste Zeit gewesen, meinte er, als er den Mann untersucht und wir das Krankenzimmer verlassen hatten. Er ließ umgehend einen Wagen kommen und den mittellosen, in der Schweiz polizeilich ausgeschriebenen Landsmann in sein Spital führen. Heute lebt dieser in Kanada als Besitzer eines großen graphischen Unternehmens.

Kamele, Cheops und der Lord

Im folgenden Frühling fuhr ich nach Hause, um die Rekrutenschule zu absolvieren. Kurz darauf zog ich mit meinem Freund Charly, der sich entschlossen hatte, mit mir auf große Wanderfahrten zu gehen, wieder in die weite Welt hinaus. Es war im Jahre 1928. Wir kamen mit einem norwegischen Vergnügungsdampfer nach Port Said und fuhren am folgenden Tag nach Kairo weiter.

Wir hatten sechs Tage Zeit. Die reichen Schweizer waren damals am Nil willkommene Gäste. Wir konnten uns allerdings nicht zu dieser Kategorie rechnen, denn unsere Mittel waren sehr knapp. Darum fuhren wir dritter Klasse. Unser Sinn stand nach den Pyramiden und der lächelnden Sphinx. So starteten wir am Tag nach unserer Ankunft in Kairo zur Fahrt nach Gizeh.

Vor dem Hotel Mena House angekommen, erblickten wir die nicht mehr zu übersehenden Grabmäler. Uns schien es ein leichtes, diesen «Hoger», wie mein Freund die gewaltige Cheopspyramide nannte, zu besteigen. Als gute Bergsteiger, jung und unternehmungslustig, freuten wir uns auf die Kletterei. Vor dem Hotel lagerten die Mietkamele in einer langen Reihe, mit bunt leuchtenden Satteldecken,

Quasten und farbigem Saumzeug behangen. Wir suchten uns jeder ein Wüstenschiff samt Treiber aus. Leider fiel meine Wahl auf ein ganz böses Tier: Das Kamel versuchte mich sofort durch Beißen an seiner Besteigung zu verhindern. Offenbar war ihm die Hitze zu groß, um mit mir einen Gang zu unternehmen.

Charly war mit seiner Wahl besser dran. Er schaukelte auf seinem Schiff schon weit voraus, bevor es meinem Treiber gelungen war, sein Tier zur Räson zu bringen. Doch offenbar war mein Freund zu selbstsicher geworden: Plötzlich sah ich ihn kopfvoran auf den nebenhergehenden Treiber stürzen! Die beiden wälzten sich im gelben Wüstensand. Der Unfall war gut abgelaufen. Außer den beschmutzten Kleidern und einigen Schürfungen hatte Charly keinen Schaden genommen. Das Kamel mußte sich wieder niederlegen, damit sein Reiter es besteigen konnte. Beim Aufsteigen sprach Charly zum Kamel gewandt: «Mich nimts jetz nur wunder, weles vo öis bäide äigetli s Kamel isch!»

Nachdem wir einige Runden um die Cheops-pyramide gezogen, der Sphinx einen Besuch abgestattet und die üblichen Photos gemacht hatten, beschlossen wir, die große Pyramide in Angriff zu nehmen. Als wir dann davor standen und die brusthohen, mächtigen Steinqua-der betrachteten, gesellten sich drei Beduinen zu uns und erklärten in gutem Englisch, daß die Besteigung nur in Begleitung von Führern gestattet sei. Sie offerierten uns ihren Dienst und waren nicht bescheiden beim Festsetzen des Führerlohns.

Mein Freund begann zu lachen, legte dem Sprecher die Hand auf die Schulter und wies mit der Hand weit in den Himmel hinauf. Er erklärte ihm, daß wir schon Berge bestiegen hätten, die bis in den Himmel hineinragen und sicher einige hundertmal höher seien als dieser alte «Hoger». Die Beduinen ließen sich jedoch durch seine Argumente nicht belehren und bestanden auf der Führung. Sie wiesen auf die beiden Partien hin, die eben dabei waren, den Gipfel der Pyramide zu erklimmen. Der Auf-



stieg vollzog sich folgendermaßen: Zwei Helfer erstiegen zuerst die Stufen und zogen den Gast an beiden Händen hinauf. Ein dritter Beduine stellte sich hinter den Besteiger oder die Besteigerin und half nach, wobei er die mehr oder weniger schöne Hinterwölbung kräftig nach oben stieß.

Wir hatten natürlich nicht im Sinn, uns auf diese Weise hinaufbefördern zu lassen. Wozu waren wir Schweizer und dazu noch geübte Berggänger? – Kurz entschlossen nahmen wir einen kräftigen Anlauf, und ehe sich die überraschten Beduinen versahen, stiegen wir in rassigem Tempo die Stufen hinan. Die drei, nicht faul, folgten uns mit lautem Geschrei, um uns den Weg zu versperren. Als wir sie kommen hörten, steigerten wir unser Tempo und ließen die Verfolger weit hinter uns. Bachnaß, aber siegesbewußt, langten wir auf dem Gipfel an, nicht wenig bestaunt von den schon anwesenden Besuchern, die durch das Geschrei der Beduinen auf unseren Hürdenlauf aufmerksam geworden waren.

Wieder unten angelangt, wurden wir von einem englischen Polizisten in Empfang genommen, der uns mit viel Würde eröffnete, daß wir ein strenges Verbot übertreten hätten und damit einer Buße verfallen seien. Zur Bekräftigung führte er uns zu einer in der Nähe stehenden Verbotsstafel, auf der wir in vier Sprachen davon Kenntnis nehmen konnten, daß die Besteigung der Pyramiden nur in Begleitung von Führern gestattet sei. Die drei hinter ihm stehenden Beduinen hatten uns verklagt. Sie betrachteten uns mit hämischem Grinsen und sprachen in ihrem Arabisch auf den Polizisten ein. Unser Hinweis, daß wir Schweizer seien und schon viel schwierigere Klettereien in unseren Alpen durchgeführt hätten, half uns nichts. Der Polizist erklärte uns, daß durch dieses Verbot nicht nur Unfälle (die tatsächlich schon vorgekommen seien) vermieden werden, es werde damit gleichzeitig für die zahlreichen Führer, die in einem kleinen Verband zusammengeschlossen waren, eine nette Einnahmequelle geschaffen.

Der Polizist stellte uns frei, die Führer nachträglich zu berappen oder ihm zu folgen und die Buße auf der Polizeistation zu bezahlen. Das schadenfrohe Lachen der Beduinen hatte uns jedoch «bockbeinig» gemacht. Wir zogen es vor, die Buße auf uns zu nehmen, lieferten dem Polizisten unsere Pässe aus und erklärten ihm, wir würden zuerst noch schnell die Grabkammer der Pyramide besichtigen und ihm

POLYCOLOR



Rezept einer Vielbegehrten...

Regelmässig eine Schönheitswäsche mit POLYCOLOR-Creme-Shampoo-Pastell machen – das ist genau so einfach wie jede gewohnte Haarwäsche. Das Haar gewinnt aber durch eine Behandlung gleichzeitig duftige Reinheit – sorgsame Pflege – natürliche Farbschönheit. Sie können den Naturton auffrischen, vertiefen, beleben oder auch eine leichte Ergrauung verdecken. 17 Nuancen zur Auswahl! POLYCOLOR bekommen Sie in Drogerien, Parfümerien und anderen Fachgeschäften. Verlangen Sie kostenlos das ausführliche POLYCOLOR-Büchlein.

Ist Ihr Haar aber mittel oder stark ergraut bzw. weiss, und es soll wieder seine Naturfarbe haben, dann verwenden Sie die POLYCOLOR Creme Haarfarbe.

POLY SET, der ideale Haarfestiger in der handlichen Portionsflasche, verhindert das Fliegen des Haares und gibt ihm dauerhaften Sitz.

NEU: POLYCLAIR Haar-Aufheller, das pflegende Aufhellungsshampoo für jedes Haar.

Profar S.A., Carouge-Genève

- Haar vorwaschen
- Creme auftragen
- einwirken lassen
- gut ausspülen

Das Make-up



ADOLF GUGGENBÜHL Schweizerisches Trostbüchlein

Vignetten von Walter Guggenbühl
7.–8. Tausend. Preis Fr. 5.40



«Nein danke – seit 14 Tagen bin
ich Nichtraucher!»

«Wie haben Sie das bei Ihrer Leidenschaft
für die Zigarette fertiggebracht?»
«Ganz mühelos mit

NICOSOLVENS

dem ärztlich empfohlenen Medikament.»

Kurpackung Fr. 19.— in allen Apotheken
Kostenlose Aufklärung durch
Medicalia, Casima/Tessin

nachher folgen. In der Grabkammer sagte Charly wütend zu mir: «Es isch mer glich no lieber, en Buess z zale, als mi von dene chäibe Beduine loo is Füdli stüpfe.»

Bei der Rückkehr fanden wir den wartenden Polizisten beim Kontrollieren unserer Pässe. Er betrachtete mich, verglich mein Bild im Paß mit der Wirklichkeit und frug mich dann nach der Bedeutung des kleinen Wörtleins «de». Ich witterte Morgenluft!

«Es ist dasselbe Prädikat, das die Lords in England ihrem Namen voranstellen», erklärte ich ihm.

«Dann sind Sie also ein schweizerischer Lord?» wollte er wissen.

«Nein!» sagte ich. «Es gibt in der Schweiz keine Lords. Aber es ist eine Vorstufe zum Lord, wenn es diese gäbe in der Schweiz.» Das mußte ihm irgendwie Eindruck gemacht haben. Er rief die abseits stehenden Beduinen heran und verhandelte mit ihnen. Das Resultat war, daß wir mit einem Trinkgeld davon kamen.

Das sind einige positive Seiten meines «von», die ich während meiner fünf längeren Auslandaufenthalte erlebte.

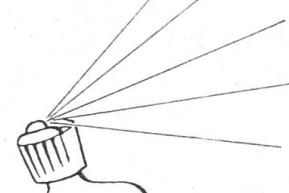
Staatsstelle mit Widerständen

Die zum Teil negativen Erlebnisse meines Prädikates begannen mit meiner Bewerbung um eine Staatsstelle. Ich hatte mich wie üblich ohne das kleine Wörtlein um die ausgeschriebene Stelle beworben. Meine sämtlichen Zeugnisse lauteten ja auf meinen Namen ohne das «von». Ich wurde vor den zuständigen Sektionschef der Personalabteilung geladen und nach der Vorstellung aufgefordert, ein Leumundszeugnis zur Vervollständigung meiner Personalakten einzusenden. Damit war meine Anstellung vorläufig perfekt.

Die Heimatgemeinde stellte mir das verlangte Zeugnis zu, und ich begab mich damit zu meinem zukünftigen Sektionschef. Er las es durch und runzelte die Stirne.

«Warum zum Hagel haben Sie Ihren Namen bei der Bewerbung nicht richtig geschrieben?» herrschte er mich an. «Nun muß ich sämtliche Akten, die Ihren Namen tragen, wieder ändern lassen!» brummte er ungehalten.

Ein böser Start, dachte ich mir. Ich versuchte ihm weiszumachen, daß wir unser «von», außer auf amtlichen Akten, nie verwendet hätten. Ich erklärte ihm ebenfalls, daß



FABRIKANT: A. SUTTER, MÜNCHWILEN TG

Im „Nu“ saubere Fenster mit

ASO
Fensterreiniger

Ein Druck — und ein feiner Strahl überdeckt das Glas mit dem schmutzlösenden ASO. Sofort — solange noch nass — mit Zeitungs-Papier nachreiben. Alle Unreinigkeiten, der zähe Nikotinbelag und auf den Autoscheiben der hartnäckige Insektenschmutz sowie die Wolken der Auspuffgase sind rasch weg.

ASO in Plasticflacon à 180 ccm mit Zerstäuber Fr. 1.90
ASO in Nachfüllpackung für Glas- und Plasticflasche Fr. 1.20
ASO-Spray in der Sprühdose à 360 ccm Fr. 3.70

mit



ich persönlich keinen speziellen Wert auf die Nennung meines Prädikates lege, was ihn sichtlich zu besänftigen vermochte. Er betonte jedoch, daß in einem Staatsbetrieb die Namen voll ausgeschrieben werden müssen, um Verwechslungen zu vermeiden. Damit war ich nun definitiv angestellt und wußte, daß ich in Zukunft mein «von» zu führen hatte.

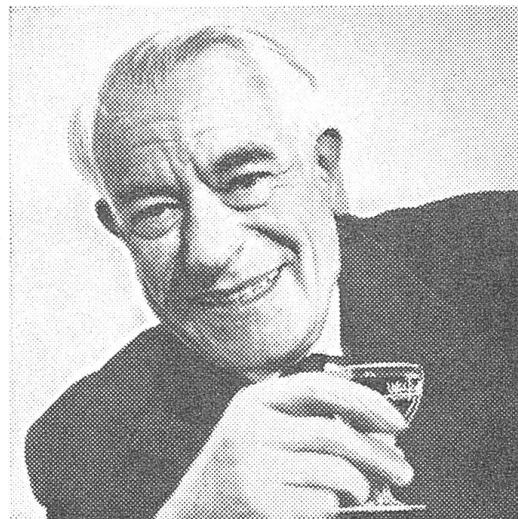
Der zweite unliebsame Vorfall ereignete sich bei meiner Einführung in den Dienst. Mein Mentor, ein älterer, mürrischer Beamter, der einen bekannten Bernernamen führte, konnte sich mit einem «von» nicht abfinden. Ich wurde ihm bei der Vorstellung mit meinem vollen Namen genannt. Und, wie ich es mir zur Regel gemacht hatte, bat ich ihn ebenfalls, das Prädikat ruhig wegzulassen.

Nachdem er mir meine Arbeit erklärt hatte, fragte er mich, unvermittelt und mit Mißtrauen, ob ich Österreicher sei, dabei mußte er doch wissen, daß nur Schweizerbürger in den Staatsdienst aufgenommen werden. Leider habe ich ihm damals eine ziemlich undiplomatische Antwort erteilt. Er hat mir dies bis zu seiner Pensionierung nachgetragen.

Mit „von“ unbekannt

Die nächste Komplikation begann mit meiner Verheiratung. Wir meldeten uns für die Installation eines Telefons an. Eingedenk der Weisung meines Sektionschefs, ließ ich mich mit meinem vollen Namen ins Telefonverzeichnis eintragen. Wir lebten wieder in der Stadt, in der ich geboren und aufgewachsen bin. Alle, die mich kannten und kennen, und das ist ein großer Kreis, hatten natürlich keine Ahnung, daß das verhängnisvolle Wörtlein zu meinem Namen gehört. Es kam nicht selten vor, daß man uns nahelegte, das Telefon installieren zu lassen. Wenn wir sie darauf hinwiesen, daß wir das schon seit einiger Zeit getan hätten, wunderte sich mäßiglich. Es stellte sich heraus, daß unsere lieben Bekannten das Verzeichnis eingehend nach unserem Namen durchsucht, einen «von» gleichen Namens wohl gefunden, aber nicht im Traum daran gedacht hatten, daß wir unter dieser Bezeichnung figurierten.

Das Beste in dieser Beziehung passierte einem meiner alten Schulkameraden. Er hatte sich vorgenommen, uns einen Besuch abzustatten, und suchte im Telefonverzeichnis nach unserer Nummer. Als er sie nicht fand, wandte er sich an die Auskunft. Die Nummer



Haben Sie ihn schon richtig
kennengelernt, den

Weisflog?

Trinken Sie ihn täglich und Sie
werden seine Vorzüge schätzen!

Echte, riesenblumige

Engadiner Hängenelken



sind jetzt wieder lieferbar. Kräftige Jungpflanzen mit mehreren Trieben, die diesen Sommer noch blühen, sind in folgenden Farben vorrätig: Leuchtend Rot; Weiss, Gelb, Violett, Dunkelrosa, Dunkelrot, Lachsrosa und Weiss gestreift. Preis per Stück Fr. 3.40, 8 Stück in obigen Farben 26 Fr. Genaue Kultur- und Pflanzanleitung wird jeder Sendung gratis beigelegt. Bestellen Sie sofort, da der Vorrat beschränkt ist. Verlangen Sie unseren farbig illustrierten Katalog 1962 über diverse Zier- und Blütenpflanzen, Rosen, Beerenobst usw.

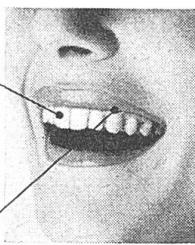
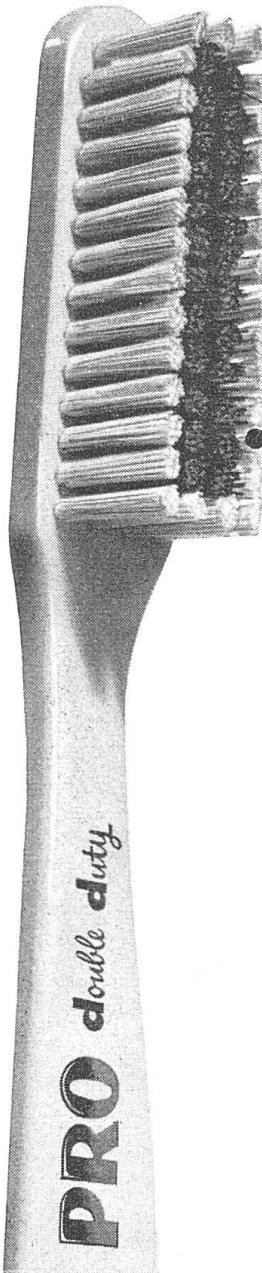
Jakob Schutz, Handelsgärtnerei,
Filisur GR
Telephon 081 7 21 70

Die Zahnbürste mit der doppelten Wirkung

1. PRO double duty reinigt

Ihre Zähne besser

Innen ein Kern kräftiger Borsten, die Zähne und Zahntwischenräume wirklich säubern und lästige Speisereste gründlich entfernen.



2. PRO double duty massiert

das Zahnfleisch

Aussen ein Kranz feinster Borsten, die das Zahnfleisch massieren, ohne zu verletzen — gesundes Zahnfleisch schützt die Zähne.

PRO double duty

die Zahnbürste
die Zahnärzte empfehlen

denn ihre überlegene Wirkung in Reinigungsvermögen und Zahnfleisch-Schonung ist in wissenschaftlichen Vergleichsversuchen erwiesen.

Verschiedene Modelle in Natur- und Nylonborsten für Erwachsene Fr. 3.40 Kinder-Zahnbürste Fr. 1.90

wurde ihm mitgeteilt mit dem Hinweis, daß sie im Verzeichnis deutlich aufgeführt sei. Bei unserem gemütlichen Hock zu Hause kam er auf den vermeintlichen Druckfehler im Telephonverzeichnis zu sprechen und legte mir nahe, eine Beschwerde einzureichen. «Das wäre doch allzu komisch», sagte er lachend, «wenn ausgerechnet du, der diese aufgedonnerten Hofnachrichten vieler Illustrierten verurteilt, mit einem „von“ im Telephonverzeichnis figurieren würdest!»

Es gab jedoch auch Situationen, die weniger gemütlich ausgingen. Leute, die mich seit Jahren ohne mein Prädikat kannten und nun durch das Telephonverzeichnis inne wurden, daß ich dieses verflixt «von» führte, distanzierten sich ohne ersichtlichen Grund. Später konnte ich in Erfahrung bringen, daß sie mich als einen Aufschneider betrachteten, dem seine Stellung in den Kopf gestiegen war.

Man darf nicht „unter dem Stand“ leben

In Lugano kam es später einmal zu einer ungemütlichen Verwechslung, die ich allerdings selbst verschuldet habe.

Es war zur Zeit der Herbstmesse, der «Fiera di Lugano». Alle Hotels bis auf die letzte Badewanne waren besetzt. Nach längerem Suchen fand ich Unterkunft in einem kleinen Gasthaus, das vorwiegend von Italienern besucht wurde. Man führte mich in den Dachstock. Das kleine, abgeschrägte Zimmer war mit einem hohen, alten Holzbett ausgestattet, das offenbar einmal in der Deutschschweiz hergestellt und seinen Weg in diese Mansarde gefunden hatte. Immerhin, die Bettwäsche war sauber und frisch.

Am folgenden Morgen wurde ich schon um 7 Uhr aus dem Schlaf gedonnert. Ich öffnete die Tür. Ein scharf blickender Polizist stand davor, und hinter ihm ein Herr in Zivil. Der Polizist schien seiner Sache sicher zu sein. Er machte wenig Umstände und verlangte von mir sofortiges Ankleiden und Abmarsch auf die Polizeipräfektur. Das war scharfer Tabak. Ich erklärte dem tüchtigen Sergente, daß ich ohne Begründung keinen Schritt aus meinem Zimmer tun werde, und ging meinen Personalausweis holen, den ich immer auf mir trug. Bald stellte sich heraus, daß ich auf dem Anmeldeformular ohne meinen Beruf eingetragen und damit den Verdacht der Polizei erweckt hatte.

Nun, da die Situation geklärt war und ich außer Verdacht stand, entschuldigte sich der Herr in Zivil für die Störung. Er wies darauf hin, daß man gegenwärtig in Lugano einen gerissenen Hochstapler suche, der sich in den Hotellisten als «Herr von Irgendwer» einzutragen pflegte. Da sie nicht annehmen konnten, in diesem kleinen Gasthaus einen richtigen «von» – dazu noch eine Amtsperson – vorzufinden, hatten sie geglaubt, den lang gesuchten Vogel endlich abführen zu können!

Ärgerlich über die Störung und im besonderen über mich selbst, stieg ich wieder in meinen altertümlichen Kahn, drehte meine damals achtzig Kilo Gewicht mit einem Ruck gegen die Wand – und sauste mit einem splitternden Krachen in die Tiefe. Die Verstrebungen hatten meinem Gewicht nicht standgehalten! Um das Maß meines Unglücks voll zu machen, hämmerte mein Nachbar kräftig an die Holzwand und rief mir zu: «Eh, eh, gofferdeggel bisch verugg worda!»

Das alles hatte ich meinem «von» zu verdanken.

Hintergrund wird vorausgesetzt

Allein es kam dann die Zeit, da ich mein Prädikat in vollen Zügen, wie man so schön zu sagen pflegt, genießen durfte. Nach meiner Pensionierung wurde mir die Leitung eines Betriebes in einer kleinen Gemeinde im Kanton Bern angetragen. Ich nahm die Stelle an, um mich noch etwas zu betätigen. In diesem kleinen Dorf am See hatten die alten Berner Aristokraten früher, und haben sie zum Teil heute noch ihren Sommersitz. Das «von» war hier noch in guter Erinnerung, und meine Stellung wirkte mit.

Einiges konnten allerdings meine lieben Mitbürger nie recht begreifen: Es machte mir nichts aus, mich mit meinen Angestellten an einen Tisch zu setzen, wenn es sich traf, daß wir im selben Gasthaus verkehrten. Von ihnen wurde dieses mein kameradschaftliches Verhalten hoch geschätzt, und unser Betrieb lief umso besser.

Die Widerwärtigkeiten begannen mit der Einreichung meiner Steuererklärung. Der junge, nebenamtliche Gemeindeschreiber, dem ich meine Steuererklärung persönlich vorlegte, war höchst verwundert, als er unter der Rubrik «Vermögen» nur eine unbedeutende Summe fand. Er machte mich, in der Meinung, ich



Warum braucht die Haut Vitalstoffe?

Zuerst sollten wir uns darüber klar sein, was Vitalstoffe eigentlich sind. Die moderne Wissenschaft versteht darunter jene natürlichen Wirkstoffe, die in Pflanzen und Früchten vorhanden sind und – der Name sagt es – eigentliche Lebensstoffe sind, von denen das Gedeihen des Ganzen abhängig ist. Wo sie fehlen, fehlt auch



eine gesunde Entwicklung. Der Saft biologisch gezogener Gurken ist besonders reich an diesen lebenswichtigen Substanzen. Darum auch die erstaunlich belebende und verjüngende Wirkung auf die Funktionen der Haut. Wenn Sie jetzt

auf die echte Biokosma Gurken-Milch umstellen

werden Sie schon nach wenigen Tagen angenehm überrascht sein. Biokosma Gurken-Milch und -Gurken-Nährcreme erhalten Sie in Apotheken, Drogerien und Reformhäusern. Verlangen Sie jetzt die hübsche Kombipackung zu Fr. 5.80, die sich auch als reizendes Geschenk für Teenager eignet.



*Books
for your friends
abroad*

HANS HUBER

Alt-Bundesrichter, Prof. an der Universität
Bern

**HOW SWITZERLAND
IS GOVERNED**

64 Seiten. Englischer Text. 19.—22. Tausend
Broschiert Fr. 4.—

**A POCKET HISTORY
OF SWITZERLAND**

compiled by

B. BRADFIELD

With Historical Outline and Guide
16.—19. Tausend. Broschiert Fr. 3.60

WALTHER HOFER
**NEUTRALITY AS THE
PRINCIPLE OF SWISS
FOREIGN POLICY**

5.—7. Tausend. Preis Fr. 3.70

THE SWISS COOKERY BOOK

Recipes from all cantons

Collected by *HELEN GUGGENBÜHL*
Illustrated by Werner Wälchli
18.—20. Tausend. Kart. Fr. 4.80

**SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG
ZÜRICH 1**

Wir suchen für
besondere Arbeiten

Halbtags-Sekretärin

Interessante, abwechslungsreiche,
selbständige Tätigkeit

**SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG
HIRSCHENGRABEN 20, ZÜRICH**
Tel. 32 78 16

habe mein Vermögen nicht richtig deklariert, höflich darauf aufmerksam, daß die Vermögenssteuer sehr klein sei und daß ich infolgedessen nichts zu befürchten habe.

Um mein Gesicht zu wahren und um den Gemeindeschreiber und die Dorfbewohner, die mich zum Gemeinderat ausersehen hatten, nicht zu enttäuschen, griff ich zu einer kleinen Notlüge. Ich war mir nur zu gut bewußt, daß mein Ansehen sehr gelitten hätte, wenn ich dem jungen Mann bestätigt hätte, daß ich nur über das ausgewiesene Vermögen verfüge. Ich hatte es richtig satt, infolge meines Prädikates als reicher Mann zu gelten und nachträglich geschnitten zu werden, wenn es sich herausstellte, daß ich nicht über den erforderlichen materiellen Hintergrund verfügte. Es gab einige seltene Käuze im Verwaltungsrat des Unternehmens, dem ich vorstand, die die Menschen nach ihrem Vermögen einschätzten.

Es ging darum, meinen guten Ruf, den ich mir dank der gelungenen Sanierung des Betriebes erworben hatte, zu wahren. Ich erklärte also dem jungen Gemeindeschreiber, daß ich noch über ein größeres Vermögen verfüge, jedoch nur die Zinsen davon beziehen könne, die mir monatlich ausbezahlt würden. Damit war meine Rente gemeint, die ich von meiner Staatsstelle her bezog. «Ach so liegt der Fall!» sagte der Gemeindeschreiber. «Sie sind somit Mitglied eines Fideikommisses. In diesem Fall bitte ich um Entschuldigung!» Mein Ansehen war gerettet.

Das Ausschlaggebende

Heute, nachdem ich endgültig im Ruhestand lebe und wieder in meine alte Vaterstadt zurückgekehrt bin, habe ich mein Prädikat in die unterste Schublade meines Schreibtisches versorgt. Nun sind es unsere Kinder, die sich mit demselben Problem auseinandersetzen müssen. Oft können sie es nicht begreifen, daß ich mich mit dem größten Gleichmut den verschiedensten Variationen meines Namens ohne Protest füge.

«Es ist nicht der Name, der im Leben zählt!» antworte ich ihnen. Die wirklich großen Geister, die die Schweiz zu Blüte und Ansehen gebracht haben, waren und sind in den seltensten Fällen mit einem Prädikat versehen. Nur was der Mensch leistet in seinem Leben ist ausschlaggebend. Und dafür hat man zum Glück in unserer freien Schweiz ein gutes Sensorium!